

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 127.

Dienstag, 19. Mai.

1931.

Die weißen Bälle / Ein Sportroman von Curt Seibert.

(16. Fortsetzung.)

„Wenn ich den Kerl unter die Finger kriege —!“ brummte er und umklammerte mit seinen eisenharten Fäusten, mit welchen er die Bälle in die Plaketten zu legen pflegte, so hart das Steuerrad, daß die Handschuhe in den Nähten frachten und aufsprangen.

„Stefan wird sich wundern.“

Er dachte daran, daß sie nun doch das Doppel spielen konnten, und im Einzel, na, wenn er vielleicht gegen Chaima ausgelost wurde, der konnte was erleben! Rache für Homburg, war sein einziger Gedanke.

In Köln kauften sie während der Mittagspause einige Zeitungen, die ersten seit der Abfahrt, durchflogen den Sportteil, und Bill fand bald eine Stelle, die er zweimal lesen mußte, ehe er sie verstand.

... da leider einer der Besten, Bill Cook, im Einzelspiel gestrichen hat. Ob er mit Domscheid im Doppel antritt, ist auch noch fraglich, da Cook ein an ihn gerichtetes Telegramm mit der Bitte um Aufklärung unbeantwortet ließ.

„Verstehen Sie das? Ich soll das Einzel gestrichen haben? Wann denn?“

„Keine Ahnung,“ sagte Gladys und reichte ihm das Blatt zurück. „Am Ende hat Domscheid für Sie abgefragt.“

„Kann er ja nicht. Höchstens das Doppel, und das hat er nicht getan, wie Sie lesen.“ — Von jetzt ab fuhr Bill nicht mehr unter 120 Kilometern, und die holländische Polizei hatte alle Hände voll zu tun, den wahnsinnig gewordenen Wagen, der vor Schmutz und Staub keine Farbe und kaum noch eine lesbare

Nummer aufwies, an jeder Ecke aufzuschreiben.

„Da steckt wieder der Inder dahinter. Passen Sie auf, was ich Ihnen sage. Meine Niederlage gegen Chaima in Homburg war nicht reell und nur durch meine Nervosität zu erklären.“

Er warf seine Mühe in den Fond, die Haare flatterten ihm wild ins Gesicht. Handschuhe hatte er schon lange nicht mehr an. Seine Augen hingen nur an der Landstraße, die der treue Wagen kilometerweise in sich hineinfraß. Und seine Gedanken waren in London, bei Stefan, beim Tennis, bei Tarafi, bei Chaima, bei Craig, bei Eliza ... natürlich ... bei Eliza.

XX.

„Herr Domscheid, würden Sie so gut sein und einmal hinaufkommen? Es ist jemand oben, der Sie dringend zu sprechen wünscht.“

Rabinowitsch hatte Stefan auf einem entlegenen Platz erwischt, wo er mit dem riesenhaften Trainer Campbell spielte.

„Ist es wichtig?“ fragte Stefan und zog sich den Sweater über den Kopf.

„Sehr.“

„Etwa Bill?“

Der Pöle nickte.

„Gut, ich komme.“

Diese Unterredung war nicht zu umgehen, wenn Bill darum bat. Warum sollte er sich sperren?

„Tag Bill,“ sagte Stefan, als sie oben ins Zimmer traten.

(Nachdruck verboten.)

Da erst bemerkte er Gladys. War sie zu Bills Unterstützung mitgekommen? Aber der ließ ihm keine Zeit zum Nachdenken.

„Seh dich, Stefan.“

Er schob zwei Sessel heran, blieb aber selbst stehen.

„Wenn du jetzt erfährst, auf welche Weise man gegen uns vorgegangen ist, dann hast du das nur Mrs. Turner zu verdanken, die mich mit nach Monte nahm, von wo wir eben herkommen. Doch davon später. Ich will mich kurz fassen.“

Schon mußte er Lust schöpfen. Das Tempo der Reise und die Aufregungen machten sich bemerkbar.

„Wenn ich den Kerl zwischen die Finger kriege, geht's ihm schlecht. Hör' zu! Anfangs nahm er dich auf's Korn, denn er liebte deine Schwester und glaubte, du habest ihr verboten, ihn zu heiraten.“

„Ueber Heiratspläne habe ich mit Eliza nicht gesprochen.“

„Er nahm es aber an.“ Mrs. Gladys ist mein Zeuge.“

Gladys nickte nur, sie ließ sich gerade von Rabinowitsch Feuer für eine Zigarette geben.

„Deshalb wollte er dir eins auswaschen, wollte deinen Ruf gefährden, und hierzu bot ihm die unterbrochene Pokerpartie willkommene Gelegenheit. Er hat deine Karten vertauscht.“

„Das steht noch nicht fest,“ zweifelte Stefan.

„Es stimmt, Mister Domscheid,“ sagte Gladys. „Wir waren in Monte, wo im Klub heute jedes Kind weiß, daß nur er an jenem Abend, als das Spiel fortgesetzt werden sollte, in des Dieners Bernard Zimmer gesehen wurde, wo er angeblich nach einer verlorenen Zigarettenspitze suchte.“

Bill winkte unruhig mit der Hand. Ihn interessierten solche Nebensächlichkeiten nicht.

„Da keiner der anderen falsche Karten erhielt und Tarafi dafür gesorgt hatte, daß zwei Zeugen, darunter auch ich, sein Blatt bestätigten, mußte der Verdacht, das Glück korrigiert zu haben, auf dich fallen.“

Dabei trat Bill im Eifer ganz dicht vor Stefan hin und schien ihm seinen Zeigefinger in die Brust bohren zu wollen.

„Das,“ rief er, „genügte ihm aber noch nicht, und deshalb stahl er dir den Bon aus der Manteltasche, denn er brauchte Geld.“

„Ich dachte, er wäre furchtbar reich?“ brummte der Anwalt, der mit angezogenen Beinen in einem Liegestuhl lag und behaglich an seiner geliebten Virginia sog.

„Dachten wir alle, Doktor, dem war aber nicht so. Er ließ den Bon stehlen, da er selber ja aufgefallen wäre.“

„Verstehe,“ nickte Stefan, „aber wie schädigte er dadurch meinen Ruf?“

„Sein Gedankengang war der, daß man einem Menschen, der im Spiel unehrlich war, auch nicht glaubt er sei bestohlen worden.“ — Bill sprach stoßweise und derart schnell, daß keiner der anderen mehr Zeit fand, etwas dazwischenzurufen. — „Natürlich hatte der Kerl auch bemerkt, daß mir deine Schwester sehr gut gefiel, ja, daß ich mich um sie bemühte. Also mußte auch ich

bran glauben. Die Sache mit der Perle sollte mir den Hals brechen, und wie ich leider bemerken mußte, hast auch du angenommen. . . Sag' kein Wort, Stefan, ich weiß alles, aber ich bin dir nicht böse, denn ich trage selbst die Schuld. Wie die Dinge lagen, mußttest du an meine Schuld glauben. Gewiß, ich habe unter falschem Namen, als ein Mister John Smith aus Chicago, eine Perle verkauft, er aber ließ seine Perle unter meinem Namen bei Freysing anbieten! Dabei hatte er sie selbst verschwinden lassen."

"Aber nein!" rief Stefan, der aus dem Staunen gar nicht herauskam.

"Aber ja! Er brauchte doch Geld, und die Perle war ihre 15 000 Mark wert."

"Keine Ahnung," sagte Rabinowitsch, der den Stummel seiner Virginia auf seine Krawattennadel gespießt hatte, um ihn bis zum letzten Millimeter ausrauchen zu können. — "Wären Sie mit Ihrer Ahnung früher ans Tageslicht gekommen," fuhr ihn Bill an, "dann wären wir schneller dahintergeraten."

"Man konnte doch nicht auf indizienhafte Anhaltspunkte . . ."

"Ihr Juristen werdet nie einen Verbrecher entdecken."

"Wie mag er das nur gemacht haben mit der Perle?" überlegte Stefan laut.

"Weiß ich auch nicht. Sicher ist, daß er sie verschwinden ließ, bevor die Schalen zum zweiten Male durcheinander gewirbelt wurden. Das ist ja auch alles so egal. Jedenfalls hat er erreicht, daß wir beide uns anderen verdächtig vorkamen, und dadurch, daß er sich plötzlich so auffallend um Mrs. Gladys bewarb . . ."

Stefan sah erstaunt zu ihr hinüber.

"Ich wußte gar nicht, daß Tarasi sich um Sie bemühte."

"Wer spricht von Tarasi!", machte Bill wegwerfend.

"Na, du redest doch die ganze Zeit von ihm."

"Ich? Keine Spur."

"Von wem denn?"

"Ich spreche von Stanley Glen."

"Glen?!", riefen Stefan und Rabinowitsch wie aus einem Munde.

"Na, hat er nicht Eliza geliebt? Und hast du nicht die Sache hintertrieben?"

"Ja."

Stefan mußte erst mal seine Gedanken sortieren, denn bisher hatte er alles auf den Index bezogen.

"Und Glen hat . . .?"

"Die Karten vertauscht. Ein Angestellter des Klubs brachte uns darauf."

"Und Glen hat . . .?"

"Den Bon stehen und am anderen Morgen den Scheel einlösen lassen."

"Und Glen hat . . .?"

"Die Perle entwendet und sie an Freysing als Mister Cool verkauft."

"Dann hat er wohl auch das Telegramm aus Homburg abgeschickt?" — "Welches Telegramm?" — "Laut welchem du das Einzelspiel streichst." — "Davon habe ich in den Blättern gelesen und wollte die Sache nachher richtigstellen. Ich habe nicht telegraphiert."

"Wer kann es aber gewesen sein?"

"Das war Tarasi! Der immer alles in Bewegung setzte, um uns zu trennen."

Da stand Gladys auf.

"Sie irren, Mister Cool. Das Telegramm stammt von mir."

"Von Ihnen . . .?"

Stefan, nicht Bill hatte es gerufen. Aber als er Gladys jetzt ansah, fehlte ihm der Mut, nach dem Grunde zu fragen, denn sie blickte Bill so flehentlich an, daß auch der nur verlegen, "ach so" sagen konnte. Dann trat er dicht an seinen Freund heran. — "Stefan", sagte er warm. "Sie liebt dich sehr, sonst hätte sie das nicht gemacht. Sie will, daß du Weltmeister wirst, und ich wünsche es auch, Stefan. Aber wie ist das mit dem Doppel?"

"Dummer Jung", lachte der, um das Raß aus seinen Augen zu verdrängen. "Hast du im Ernst je-

mals geglaubt, ich hätte die Karten vertauscht?" — "Nie, Stefan." — "Na also, und ich habe auch nicht daran denken können, daß du . . . und die Perle . . . und . . . na und so . . ." — Er konnte nicht mehr sprechen, schüttelte dem Freund nur immer wieder die Hand.

"Weißt du, Bill, als mir Eliza sagte, daß du von einer Dummheit gesprochen habest . . ."

"Es war die größte Dummheit, daß ich ihr das sagte."

" . . . da habe ich einen Moment gezweifelt. Und als ich später bei Tarasi einbrach . . ."

"Was hast du gemacht?", fragten Bill und Gladys wie aus einem Munde.

"Ich bin nachts bei Tarasi eingebrochen und habe die Perle gestohlen. Hatte dabei einen Kampf mit einem seiner Diener zu bestehen. Am nächsten Tage bestätigte mir Freysing, der Juwelier, er habe diese Perle von dir gekauft."

"Das heißt von einem Mister Cool", vollendete Rabinowitsch, der immer sehr genau war.

"Natürlich. Das ist doch dasselbe in diesem Falle", entgegnete Stefan.

"Im Gegenteil! Hätten Sie sich von Freysing eine Personenbeschreibung geben lassen, wäre die Sache gleich aufgeklärt worden."

"Donnerwetter, ja, daran habe ich nicht gedacht", rief Stefan aus.

"Daran denkt er nicht", lachte Rabinowitsch, "aber nachts geht er einbrechen. Sie sind mir der Richtige, Mister Domscheid. Was hat denn Tarasi gesagt?" — "Er hat sich tadellos benommen. Ich war ganz erschlagen, als er mir am nächsten Morgen erklärte, er habe mich kommen hören und habe mir noch den Diebstahl erleichtert, indem er die Truhe unverschlossen ließ."

"Sagen Sie mal. Da fällt mir was ein."

Rabinowitsch hatte sich erhoben. So wichtig schienen ihm diese Frage zu sein.

"Freysing hat also erkannt, daß die Perle, die Sie nachts bei Tarasi holten, diejenige war, die ihm Stanley Glen als Mister Cool verkaufte?"

Stefan nickte.

"Sie wollten aber doch die Perle holen, die Mister Cool als Mister Smith verkauft hat!"

"Natürlich."

"Ergo hat Tarasi die andere Perle in das Etui gelegt, um Sie irrezuführen. Er steckt mit Glen unter einer Decke. Wie sollte er sonst wissen, daß Glen ebenfalls eine Perle verkauft hat?"

"Sehen Sie", sagte Stefan, "die Geschichte kam mir gleich verdächtig vor. Der Index war zu lebenswürdig und hilfsbereit zu mir, als daß diese Freundlichkeit hätte echt sein können. Das mag auch der tiefere Grund gewesen sein, weshalb ich niemals, trotz aller Momente, die gegen Bill sprachen, an eine Schuld seinerseits glauben konnte. Deshalb habe ich auch das Doppel nicht streichen lassen."

"Na, dann wollen wir mal ein Match spielen", rief Bill, "wie es die Welt noch nicht gesehen hat."

"Und Gladys bist du nicht böse?", fragte Stefan leise.

"Wegen des Telegramms? Keine Spur."

"Vielleicht holen Sie Ihre Schwester?", schlug Gladys vor.

"Ich glaube, daß kann Bill viel besser als ich."

Als er sich umdrehte, hatte der Freund das Zimmer schon verlassen.

"Eigentlich müßte ich jetzt auch gehen", sagte Gladys, denn Rabinowitsch war Bill auf dem Fuße gefolgt, und sie waren jetzt ganz allein.

"Sie wollen gehen? Nicht, bevor ich Ihnen gedankt habe. Ich habe mich zwar oft über Sie gewundert und geärgert, denn ich konnte diesen Glen niemals leiden."

(Fortsetzung folgt.)

Für und Wider!

(Ein Erinnerungsblatt an die Zerstörung Magdeburgs am 20. Mai 1631 — vor 300 Jahren.)

Von Dr. Ludwig Roth.

Der Brand von Magdeburg bleibt das furchtbare Wahrzeichen des entsetzlichen Krieges, der dreißig Jahre lang unser Vaterland verheert hat!

Lassen wir kurz die Ereignisse, die mit der Zerstörung Magdeburgs zusammenhängen, an uns vorüberziehen. Am Johannistag des Jahres 1630 war König Gustav Adolf mit 15 000 Schweden auf der Insel Rügen gelandet. Bald war das Land von Greifswald bis Colberg in seiner Hand. Aber der König fand unter den Deutschen keine waffenfreundigen Bundesgenossen. Die norddeutschen Fürsten hatten den Mut verloren, ihr Land der Verwüstung zu weihen, um dem Kaiser Widerpart zu halten. Zwar stand Wallenstein nicht mehr im Felde, aber Tilly beherrschte ganz Niedersachsen und sandte seine Streifkorps nach Gefallen von der Elbe bis zur Oder.

Nur der Herzog Bogislaw XIV. von Pommern schloß sich, mehr gezwungen als freiwillig, dem König an; aber weder Gustav Adolfs Schwager, der Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg, noch der Kurfürst von Sachsen, waren einem Bündnis geneigt. Lediglich Sachsen-Weimar, Hessen-Kassel sowie die Stadt und das Erzstift Magdeburg schlossen sich dem Schwedenkönig an; seitens Magdeburgs geschah das schon am 1. August 1630. Dieser 1. August 1630 war ein Sonntag; der Domprediger Bale predigte merkwürdigerweise über das Sonntags-Evangelium Lukas 19, B. 41 ff., in welchem Jesus den Untergang der Stadt Jerusalem verkündet, und äußerte nach einem noch erhaltenen Bericht am Schluß: „Gott möge abwenden, daß dieses nicht eine böse Vorbedeutung sei und es Magdeburg wie Jerusalem ergehen möge.“

Magdeburgs berühmter Bürgermeister, Otto v. Guericke, hat uns den Wortlaut des Beschlusses, der zum Abschluß des Vertrages führte, überliefert:

„Daß zur Beförderung des allgemeinen evangelischen Weltens und damit nicht durch der Stadt Zaudern und Nachlässigkeit die gesamte evangelische und mit königlicher Majestät zu Schweden alliirten Stände in Gefahr gestürzt werden möchten, der Paß für Ihre Majestät offen stehen sollte.“

Im Auftrag des Königs kam am 19. Oktober 1630 der schwedische Oberst Dietrich v. Falkenberg nach Magdeburg, um die Verteidigung der Stadt gegen die Kaiserlichen zu leiten. Falkenberg erkannte sehr bald, daß die Mittel dazu völlig ungenügend seien. Schon am 15. Dezember 1630 erschien der kaiserliche Feldmarschall Pappenheim vor der Stadt und zwang die wenigen Truppen, die Falkenberg außerhalb der selben hatte, zur Waffenstreckung. Im übrigen tat Falkenberg alles, was möglich war. Er hatte die Stadt fast in ihrem ganzen Umfang mit festen Bollwerken versehen, so daß insbesondere die Verbindung mit der sächsischen Stadt Gommern sowie die Zufuhr von der Elbe aus offen erhalten war.

Am 24. April 1631 erschienen die Belagerer unmittelbar vor den Stadtmauern. Vom 7. bis 9. Mai (alten Kalenders) wurde die Stadt Tag und Nacht schwer beschossen; die für die damalige Zeit große Zahl von 1500 Kugeln und 300 Bomben wurden in die Stadt geschleudert.

Tilly hatte bereits am 24. April die Stadt zur Übergabe aufgefordert, am 9. Mai erfolgte nochmals eine Aufforderung. Der kaiserliche Feldherr hatte beschlossen, die Belagerung aufzuheben, da sich überall das Gerücht vom Anmarsch Gustav Adolfs verbreitete; vorher wollte er aber noch einen Sturm versuchen.

In der Stadt konnte man zu keinem Entschluß kommen; deshalb hielt man Tillys Parlamentär noch zurück. Falkenberg widersprach beharrlich der Übergabe; der Rat, in gleichen die Bürgerschaft, welche man hatte befragen lassen, schwankten, aber dennoch hatte man die Kapitulation beschlossen. Noch war man in den frühen Morgenstunden des unheilvollen 10. Mai (alten Stils) mit Kapitulationsvorschlägen beschäftigt, als der Sturm begann. Die Belagerten selbst hatten zwar in der Nacht vom 9. zum 10. Mai die Mäße bezogen und Nacht gehalten, allein, da alles im feindlichen Lager ruhig geblieben war und man am hellen Tag einen Sturm nicht vermutete, so waren alle Truppen bis auf einige Wachen eingerückt. So hatten die Kaiserlichen, als früh um 5 Uhr das Signal zum Sturm gegeben wurde, leichteres Spiel, als sie selbst vermutet hatten. Den kaiserlichen Soldaten ward, um ihnen Mut einzuflöschen, eine dreitägige Plünderung der Stadt versprochen, auch Wein und Brantwein verteilt, und ihnen ausgesetzt, sie würden einen Reichtum von sieben Königreichen in der Stadt finden, in welcher, als einem Keberneste, sie nichts zu schonen brauchten.

Pappenheim, der tapfere kaiserliche Reiterführer, war einer der ersten in der Stadt; Falkenberg, der schwedische Kommandant der Stadt, befand sich noch auf dem Rathaus, als ihm die Meldung von dem Eindringen der Feinde gemacht wurde. Er schwang sich aufs Roß und eilte mit einem schnell zusammengezogenen Regiment dem Feinde entgegen. Er hatte die Kaiserlichen auch bereits zum Weichen gebracht, als er, von einer Kugel tödlich getroffen, vom Pferde sank.

Nun drangen auch von den anderen Toren her die Feinde ein, besonders die Kroaten, und das Morden, Rauben und Plündern begann. Die Greuelthaten, die folgten, haben sich durch die Überlieferung erhalten von Geschlecht zu Geschlecht. Gerade die Kroaten haben entsetzlich gehaßt. Sie haben weder das Alter noch die Jugend und die Kinder gesont; Jungfrauen, Frauen und Mütter geschändet und gemordet. Der Chronist erzählt: daß keine Marter, wie sie die Brut des Augenblicks erfand, jenen Unmenschen zu grausam, keine Sitte, daß kein Ort ihnen heilig gewesen sei, daß sie auf Leichenhaufen über ihre Schandtaten geübelt und ein Beispiel menschlicher Roheit und Bestialität gegeben haben, wie es in dieser Weise in der Geschichte nicht vorkommt! Das namenlose Elend wurde noch gesteigert durch das Feuer, welches gegen 11 Uhr anfang überhand zu nehmen, so daß alle Versuche, dasselbe zu löschen, vergeblich blieben. Pappenheim hatte, um die Bürger von der Verteidigung abzulenken, gleich anfangs zwei Häuser in Brand stecken lassen; diese waren bei völliger Windstille ausgebrannt und zusammengesunken, so daß eine Weiterverbreitung des Feuers von diesem Brandherd aus nicht anzunehmen ist. Wer den Brand, der die Zerstörung Magdeburgs herbeiführte, verursacht hat, ist noch immer streitig. Hören wir die Gegenseite:

„Falkenberg mußte, die Stadt sei verloren; dabei hegte er aber die Überzeugung, daß er sie opfern müsse. Aus brotlos gewordenen Schiffen und Fischern, fanatischen Anhängern der evangelischen Lehre in der Bürgerschaft und persönlichen Freunden bildete er sich eine Partei, die sich im geheimen verpflichtete, die Tat auszuführen, die er beschlossen hatte. Er fand im Kampf den gesuchten Tod; gleichzeitig schlugen aus 50 bis 60 Dächern der Stadt Feuerfäulen empor. Falkenbergs Genossen waren an der Arbeit; unterstützt von einem kräftigen Sturm wirkte ihre Brandlegung so verheerend, daß schon am nächsten Tage außer dem Dom und den Hütten der Fischer und Schiffer nur ein Schutthaufen an der Stelle Magdeburgs zu finden war. Am nächsten Tage begann die Plünderung als ein Recht der Sieger. Kein Feldherr, auch der Kaiser und König nicht, hätte es wagen dürfen, seinen Soldaten das Recht der dreitägigen Plünderung einer mit den Waffen eroberten Festung zu verweigern. Trotzdem sind die Schilberungen der angeblich verübten Untaten, wie solche meistens durch Flugschriften entfloherer Prädikanten verbreitet wurden, übertrieben. Die Masse der Magdeburger starb nicht durch die Sieger, sondern erstikte in den Kellern und auf den Speichern, wohin sie sich verflocht hatten. Ihr Mörder war Falkenberg, dessen Tat die gewünschten Früchte im reichsten Maße trug!“

Die Frage nach dem Urheber der Zerstörung Magdeburgs hat seit 300 Jahren die Gemüter beschäftigt. Bei den herrschenden Parteileidenschaften ist es erklärlich, daß die Frage nach dem Urheber oder der Ursache des Brandes zu meist nach dem konfessionellen Standpunkt der Verfasser der betreffenden Schriften entschieden wurde.

Die protestantischen Flugschriften machten anfanglich vor allem Pappenheim für die Zerstörung der Stadt verantwortlich, später war besonders aus Schweden die Anschauung vertreten, daß Tilly der Hauptschuldige sei. Auch Schiller hatte in seiner Geschichte des dreißigjährigen Krieges erzählt, daß Tilly auf die Bitten seiner Offiziere, dem Blutbad Einhalt zu tun, erwidert habe: „Kommt in einer Stunde wieder; ich werde dann sehen, was ich tun werde. Der Soldat muß für seine Arbeit und Gefahr etwas haben.“ Schiller sagt dann: „Um die Verwirrung zu vermehren und den Widerstand der Bürger zu brechen, hatte man gleich anfangs an verschiedenen Orten Feuer angelegt; jetzt erhob sich ein Sturmwind, der die Flammen mit reißender Schnelligkeit durch die ganze Stadt verbreitete und den Brand allgemein machte. In weniger als zwölf Stunden lag diese volkreiche, feste, große Stadt, eine der schönsten Deutschlands, in Asche, zwei Kirchen und einige Hütten ausgenommen.“

Die Gegenseite behauptete, daß der Kommandant, Oberst Falkenberg, oder die Magdeburger selbst den Brand ge-

stiftet und die Stadt der zerstörenden Wut der Flammen preisgegeben hätten.

So steht Meinung gegen Meinung, Bericht gegen Bericht! Eine ganze Literatur ist über diese Streitfrage entstanden. Das Ergebnis dieses „Für und Wider“ faßt einer der gründlichsten Forscher über die Streitfrage in den Worten zusammen: „Die Untersuchung ergibt, daß die Bürger ebenso wenig wie Falkenberg die Stadt Magdeburg absichtlich zerstört haben; daß einzelne Brandstiftungen der Bürger, die immerhin möglich, aber nicht nachweisbar sind, das gleichzeitige Aufgehen des Feuers an verschiedenen Orten nicht erklären; daß Pappenheim aus taktischen Gründen den Befehl zur Anzündung einiger Häuser gegeben hat, und daß die Soldaten — aus welchen Gründen immer — nach Eroberung der Stadt das Feueranlegen fortgesetzt haben; daß eine planmäßige Einschüchterung der Stadt auch Pappenheim und den Soldaten nicht nachzuweisen; daß zur völligen Vernichtung Magdeburgs vielmehr unglückliche Zufälle wie der plötzlich eintretende Nordostwind beigetragen haben.“

Mir will scheinen, daß man Tilly und Pappenheim, Falkenberg und die Magdeburger Bürger ganz aus dem Spiel lassen kann.

Eine entmenschte, zum Teil betrunkene Soldateska, wie die Wallonen und Kroaten der siegreichen Armee, die so fürchterlich gemordet und geschändet hat —, daß es sich durch die Jahrhunderte von Geschlecht zu Geschlecht überlieferte —, eine solche Schar, die auf den Namen anständiger Soldaten keinen Anspruch hat, die hat auch unbedenklich den Feuerbrand in die Häuser geschleudert — der plötzlich eintretende Nordostwind mag dann das Seine dazu getan haben!

Das Smaragdenarmband.

Kriminalskizze von Harry Brachvogel.

Immer noch mühte sich die Polizei vergeblich, die verwegenen Juwelendiebe zu fassen, die, bald als männliche, dann wieder als weibliche vornehme Kundschafft auftretend, nicht etwa nur des Nachts, sondern auch bei Tag sozusagen unter den Augen der Juweliere und der Öffentlichkeit „arbeiteten“. Die Verbrecher hatten schon fast alle Juweliere der Hauptstraße heimgesucht, den unscheinbarsten jedoch, dessen Schaufenster nach einem Nebengäßchen ging, bis jetzt verschont. Sie wußten eben nicht, daß gerade dieser unscheinbare Laden von den Kennern höher geschätzt wurde als alle anderen, denn sein Inhaber kümmerte sich nicht um den Geschmack von Emporkömmlingen, sondern arbeitete für gediegene Käufer, denen es weniger auf die Größe als auf die Reinheit der Steine und auf künstlerische Fassung ankam. Solch ein Schmuckstück lag seit Tagen im Fenster: ein Armband aus Smaragden und Diamanten, das einer Glühbirne glich, herrlich anzusehen in dem tiefen Grün der Smaragde und den bunten Strahlenbündeln, die von den Diamanten darüber hinschossen.

Der alte Juwelier schlug jetzt die inneren Flügel des Schaufensters zurück, um das Smaragdenarmband der eleganten, jungen Dame vorzulegen, die schon seit geraumer Zeit vor einer Reihe von Kostbarkeiten saß, ohne zu einem Entschluß zu kommen. Langsam nahm er es herein, wandte dabei der Frau ein wenig den Rücken. Ihr Blick streifte ihn, wanderte dann, anscheinend gedankenlos, im Laden umher, sah, daß er zwei Ausgänge hatte, einen nach der Hauptstraße, einen anderen nach dem Nebengäßchen. Dann wandte sie das Auge nach der Straße, stellte fest, daß draußen ein junger Herr auf und ab promenierte, der wahrscheinlich eine unpünktliche Dame erwartete. Doch weder zwei Ladentüren noch ein auf und ab promenierender Herr vermögen eine in Juwelenauswahl vertiefte Kundin auf die Dauer zu interessieren, besonders nicht, wenn sie schon längst über alles genau Bescheid weiß. Auch bei dem alten Juwelier, der jetzt das Schaufenster wieder schloß, schien kein Interesse für den Wartenden vorhanden, obgleich er ihn bemerkt hatte. Er legte das Smaragdenarmband vor die Dame hin, die es mit einem kleinen Schrei des Entzückens begrüßte und es dann ein wenig von sich fortstieß, als wolle sie eine Versuchung wegschieben: „Nehmen Sie es fort! Man könnte auf die tollsten Gedanken verfallen, wenn es so zum Greifen nahe bei einem liegt.“

Der Juwelier lachte gutmütig, die Dame lachte auch. Meinte dann ernsthaft: „Ich staune über Ihre Sorglosigkeit. So ganz allein im Laden. Heutzutage, wo alle Blätter voll sind von Juwelendiebstählen.“

Er entgegnete harmlos: „Diebe gehen lieber in die großen Bäden der Hauptstraße. Zu mir kommen nur Kenner wie Sie, gnädige Frau.“

Er verbogte sich ein wenig bei diesen Worten. Sie lachte geschmeichelt. „Ja, ich verstehe mich ein wenig auf Juwelen. Da kommt mir übrigens ein guter Gedanke! Ich habe daheim

aus einer Erbschaft altmodische Schmuckstücke mit sehr schönen Brillanten. Wenn ich noch Smaragde dazu kaufe, könnte man doch dieses Armband kopieren?“

„Selbstverständlich! Bringen Sie mir nur die Brillanten aus der Erbschaft!“

Sie sah ihn unvermerkt scharf an. Ihr war's, als hätte er das Wort „Erbschaft“ merkwürdig betont, beinahe ein wenig spöttisch. Aber nein, sie hatte sich wohl getäuscht.

„Haben Sie ungefaßte Smaragde? Dann zeigen Sie sie mir, bitte!“

„Gerne!“

Er verschwand ins Nebenzimmer. Sie sah ihm nach. Es fiel ihr auf, daß er eine Sekunde lang zögerte, mit dem rechten Bein eine seltsame Bewegung machte, als ob der Fuß fest auf etwas träte oder etwas suchte.

Sie war wachsam und darum befremdet. Sagte sich jedoch schnell: „Vielleicht ist ihm der Fuß eingeschlafen ... oder ein kleiner Krampf.“ Es war jetzt auch keine Zeit zu Überlegungen — es mußte gehandelt werden! Als der Juwelier aus dem Nebenzimmer zurückkehrte, waren ein herrlicher Ring und eine kostbare Rubinennadel verschwunden. Er aber merkte es nicht!

Er breitete jetzt ungefaßte Smaragde vor der Dame aus, aber sie blieb entzückt von dem Armband, sagte mit plötzlichem Entschluß: „Ich kaufe es. Wie hoch ist der Preis?“

Sie erschrak ein wenig über die Summe, die er nannte, faßte sich aber gleich: „Legen Sie es für mich zurück! Ich laufe nach der Bank, um das Geld zu holen.“

Er lächelte auf eine Weise, die sie aufs neue beunruhigte.

„Ich kann das Armband in Ihre Wohnung schicken.“

„Nein, nein, ich bin gleich wieder da!“ Sie drängte fort. Jemand etwas schien ihr nicht mehr in Ordnung. Schnell an die Tür nach der Hauptstraße, wo immer noch der Herr auf die unpünktliche Dame wartete. Die Hand lag auf der Klinke, wollte sie niederdrücken. Doch die Klinke gab nicht nach. Kein Rütteln half. Die Tür war verschlossen.

Flink nach der zweiten, die nach dem Nebengäßchen führte. Doch auch diese Tür war verschlossen!

Wie konnte das nur geschehen? Es war doch niemand an diesen Türen gewesen, auch nicht der Juwelier. Gelassen, als wäre er nur mit seinen Steinen beschäftigt, legte er die Smaragde wieder in ihr Kästchen zurück. Sie rief ihm zornig zu: „Öffnen Sie doch! Die Türschlösser scheinen unversehens eingeschlappt zu sein.“

Er warf einen Blick durchs Fenster hinaus, sagte gleichmütig: „Sofort wird geöffnet werden!“

Wieder machte er die seltsame Bewegung mit dem rechten Fuß, der wie vorhin etwas niedertrat — den elektrischen Knopf, der den Laden mit der Polizeistation verband und zugleich je nach Bedarf die Ladentüren abschloß oder freigab: „Jetzt sind Sie frei.“ Flink wollte die Dame entweichen, prallte aber gleich zurück. Schutzleute standen da, nahmen sie in Empfang und auch den auf und ab promenierenden Herrn, der eine unpünktliche Dame zu erwarten schien.

Die Abendblätter konnten endlich melden, daß es nunmehr gelungen war, die Häupter der lange gesuchten Diebesbande festzunehmen.

So lacht man in England.

Randnoten der englischen Presse zu Tagesereignissen.

„Wann legen Kellner den längsten Weg zurück?“, fragt ein Fachblatt. Ich vermute oftmals, immer gerade dann, wenn ich eine Bestellung aufgegeben habe.

Ein Zwintern dauert eine siebzigstel Sekunde, sagt ein großer Wissenschaftler. Und die Folgen eines Zwinterns dauern manchmal ein ganzes Leben.

Warum steht der moderne junge Mann nie in der Morgendämmerung auf, um seiner Geliebten ein Ständchen zu bringen?, fragt ein Familienblatt. Vermutlich, weil die Geliebte um diese Zeit noch nicht wieder zu Hause ist.

Ein Doktor sagt, wenn ein Kind mit Schmutz oder Schlamm spielen wolle, so möge man es tun lassen, bis es von allein aufhöre. Jammer schade, daß manche unserer Schriftsteller genau das gleiche Bedürfnis haben, aber nie aufhören wollen.

Ein Instrument, mit dem man den fünfmillionsten Teil eines Millimeters messen kann, wurde erfunden. Es dürfte für Autofahrer, die sich einen Parkplatz suchen, sehr willkommen sein.